

VORSTÄDTE

# Ruinen der Hoffnung

Im hessischen Dietzenbach ist eine Wohnsiedlung zum Auffangbecken für Ausgestoßene, Aussiedler und Ausländer geworden. Der Komplex galt in den siebziger Jahren noch als erstklassige Kapitalanlage. Jetzt fordert eine Bürgerinitiative den Abriß des Viertels.



Wohntürme in Dietzenbach: „Sollen sie sich doch gegenseitig umbringen“



Koranschulunterricht

Aus den Fenstern der schmutzig-weißen Hochhäuser flimmert es blau. Es ist 17.30 Uhr am Sonntag nach Weihnachten – Fernsehzeit. Draußen in den Gebäudeschluchten beginnt ein vorabendlicher Krimi – live und open air. Ein roter Porsche rollt vor, drei Personen steigen aus. Die Männer schauen sich um und schlendern auf eine zweite Gruppe zu. Plötzlich ziehen die Wartenden ihre Pistolen und drücken ab.

„Ich dachte, der Lärm kommt von Kindern, die schon mit Silvesterkrachern böllern“, erzählt ein Anwohner. Seine Stimme wird leiser. „Erst als die vielen aufgeregten Leute auf ihre Balkone kamen, wußte ich, daß es wieder was Ernstes war.“

Bei dem blutigen Showdown in Dietzenbach stirbt ein junger Türke mit einer Kugel in der Brust. Das Motiv für die Tat ist noch immer unklar. Ein Streit im Drogenmilieu, so heißt es – aber das sagen die

Menschen hier immer. Die Kripo ermittelt, wie üblich, „in alle Richtungen“.

Die meisten Bürger der hessischen 32000-Einwohner-Stadt sind an der Aufklärung des Falles nur mäßig interessiert. „Pack schlägt sich, und Pack verträgt sich“, sagt ein Mittfünfziger in der Fußgängerzone, „sollen sie sich doch gegenseitig umbringen – dann wäre endlich Ruhe. Die Ecke ist ein Schandfleck für die ganze Stadt.“

Der „Schandfleck“, das sind fünf Hochhäuser im Spessartviertel, 9 bis 17 Etagen



FOTOS: A. VARNHORN

hoch – eine „no-go-area“ mitten in der Provinz. Hier läßt sich wie unter Laborbedingungen studieren, was Soziologen meinen, wenn sie von gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen sprechen. Ausgrenzung, Armut, Perspektivlosigkeit und das Aufeinanderprallen verschiedener Kulturen verdichten sich am Ortsrand von Dietzenbach zu einer kritischen Masse.

Daß es rund um die Laufacher Straße für die Ordnungshüter reichlich Arbeit gibt, ist offensichtlich. Über Einbrüche, Wohnungsbrände, geklaute Autoradios oder Autowracks, die auf dem Parkdeck in Flammen aufgehen, wundert sich schon lange niemand mehr. Wenn eine Polizeistreife anrückt und die Beamten ihren Wagen verlassen, müssen sie damit rechnen, daß an ihrem Auto die Scheiben eingeschlagen und die Reifen plattgestochen werden. Die

**Abrißplaner Niemann**

„Sonst knallt es hier mächtig“

Täter haben leichtes Spiel. Meist verschwinden sie ungehindert im anonymen Hochhauslabyrinth mit den 1017 Wohneinheiten. Die Polizei schätzt, daß manche Mieter mehr als 200 Straftaten verübt haben.

„Die Hochhäuser“, sagt ein Anwohner, der seinen Namen „aus gutem Grund“ nicht nennen möchte, „haben den ganzen Stadtteil erledigt.“ Die Statistik gibt ihm recht. Auf 7,63 Prozent der städtischen Wohnbaufläche leben rund 30 Prozent der

auch Keller- und Trockenräume belegt – illegal, versteht sich, aber so richtig kontrollieren mag dies niemand.

Auf den Balkonen stapelt sich Hausrat. Ausrangierte Möbel und alte Fahrräder lassen gerade noch Platz für eine Satellitenschüssel. Gelegentlich schmeißen Bewohner ihren Müll über das Geländer. Die Flure sind 30 Meter lange, dunkle Korridore, in denen es nach Urin und Fäulnis riecht. Fast überall krabbelt Ungeziefer. Daß viele Scheiben zerbrochen, Briefkästen und

Doch die S-Bahn nahm andere Wege, die Rechnung der SPD-Planer ging nicht auf. Viele Wohnungen blieben leer. Die Eigentümer machten potentiellen Mietern daraufhin das Angebot, die ersten drei Monate kostenlos zu wohnen – vergebens. Im Laufe der Zeit sammelten sich in den Häusern verstärkt arme, meist ausländische Familien. Die zogen Freunde und Verwandte nach, deutsche Mieter zogen aus – die Abwärtsspirale war nicht mehr aufzuhalten.

Heute herrscht beinahe Anarchie. In den Ruinen, in denen die Hoffnung auf bessere Verhältnisse dahin ist, kämpft jeder gegen jeden. Den Frontverlauf markieren Graffiti an und in den Häusern. „Scheiße, Zigeunern Hurren“ steht in einem Flur an der Wand. Ein großes „Fuck You“, das sich an alle richtet, in einem anderen.

Nazmi, 22, kommt aus der Türkei und wohnt mit seinen Eltern und zwei jüngeren Geschwistern im Hochhaus Nr. 2–4. „Morgen suche ich mir wieder Arbeit“, sagt er und sondiert mit nervösem Blick das Umfeld. „Die Rente meines Vaters reicht uns nur gerade so zum Durchkommen.“ Mehr als Aushilfsjobs hat er bislang nicht gefunden.

Die Türken sind die größte Ausländergruppe in der Siedlung, trotzdem fühlt sich Nazmi nicht sicher. „Es ist schon schlimm“, klagt er, „täglich gibt es irgendwelchen Ärger.“ Er berichtet von Schlägereien und davon, daß es an jeder Ecke Drogen zu kaufen gibt. „Insgesamt sind die Leute hier in Ordnung. Aber die Chaoten machen alles kaputt.“

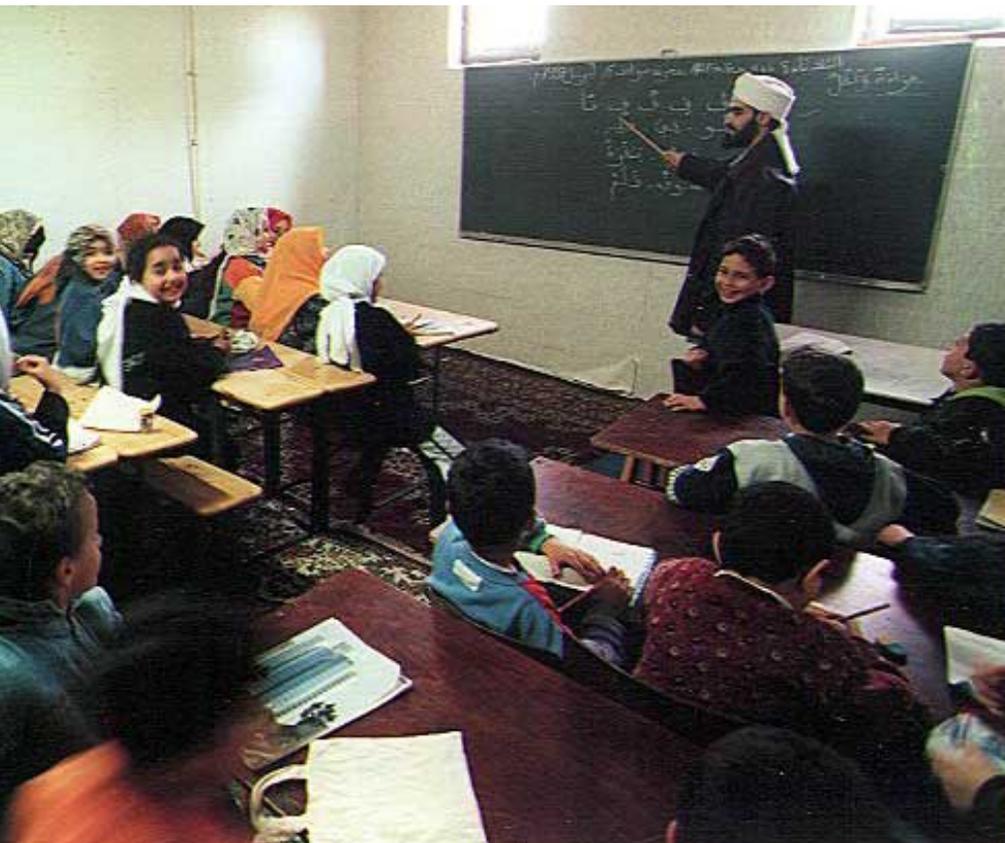
Die Schuldigen sind für ihn schnell gefunden: „Die Zigeuner benehmen sich am schlechtesten. Sie sind dreckig und handeln oft mit gestohlenen Autos“, raunt Nazmi und deutet auf das Parkdeck, wo zwischen zahlreichen Rostlauben etliche blitzende Neuwagen stehen.

Sinti und Roma haben auch bei den Vermietern keinen guten Ruf. Einer erzählt hinter vorgehaltener Hand von einem stillschweigenden Abkommen, „an die“ nicht mehr zu vermieten. „Die Zigeuner schlachten Schweine in ihren Wohnungen.“ Er will selbst gesehen haben, „daß sie eins lebend rein- und in Einzelteilen wieder rausgeschafft haben. Da macht man sich seine Gedanken“.

Geschichten dieser Art gibt es viele in Dietzenbach. Muslimische Bewohner sollen schon Hammel auf den Balkonen geschächtet haben, das Blut der Tiere sei auf die unteren Balkone geflossen. Wer die Geschichte nicht glaubt, wird an Augenzeugen verwiesen, die sie bereitwillig bestätigen.

Für einen 20jährigen Türken sind die Beschwerdeführer nicht maßgebend: „Das sind zwar Deutsche“, meint er, „aber was für welche. Die Frauen sind Schlampe und die Männer Junkies oder Säufer.“

Die zweitstärkste Gruppe in den Häusern stellen die Marokkaner. Ihre Zahl stieg von 42 im Jahre 1979 auf etwa 1400



im Spessartviertel: „Wenn du Marokkaner bist, akzeptiert dich kein anderer Vermieter“

Dietzenbacher Bevölkerung. Der Ausländeranteil liegt bei 60 Prozent, 50 Prozent der Einwohner erhalten Sozialhilfe, 20 Prozent wählen die Republikaner.

Der Rentner Manfred Mägdefessel sitzt für die rechte Truppe im Rat der Stadt. „Als Busfahrer“, so erzählt er, „bin ich da fast täglich mit Messern bedroht worden“, was schließlich dazu führte, daß er für die Repts aktiv wurde: „Ich brauchte 100 Unterschriften, um hier antreten zu können, die hatte ich innerhalb von zwei Tagen zusammen. Die Leute sind uns förmlich zugegelaufen.“

3200 Menschen sind in den fünf Wohntürmen offiziell gemeldet. Wie viele wirklich dort leben, weiß niemand genau. Städtische Stellen und die Polizei schätzen die Zahl auf mindestens 4500 bis 6000, manchmal sogar auf 8000 Menschen.

Fest steht: 90 Prozent sind Ausländer aus mehr als 80 Ländern. Jeder Betonklotz beherbergt ein ganzes Dorf. Mitunter sind

Fahrstuhltüren angekokelt sind, stört kaum noch jemanden. Für eine Tour vom 20 Kilometer entfernten Rhein-Main-Flughafen ins Elendsviertel verlangen die Taxifahrer gewöhnlich Vorkasse.

Marmorböden in den Eingangsbereichen der Häuser sind das einzige, was noch daran erinnert, daß der Komplex nicht als Endstation für all jene, die nirgendwo willkommen sind, konzipiert wurde.

Anfang der siebziger Jahre hatte die SPD-regierte Gemeinde mit Hilfe von Bund und Land Grundstücke gekauft und erschlossen. Der Traum von der durchgängigen Planbarkeit sozialer Verhältnisse äußerte sich in Dietzenbach in der Hoffnung, eine Art Edeldorf von Frankfurt zu werden. Ein S-Bahn-Anschluß sollte die Gemeinde für Menschen aus dem gesamten Rhein-Main-Gebiet attraktiv machen.

Eine Bauträgergesellschaft errichtete die Häuser im Bauherrenmodell – als „erstklassige Kapitalanlage“.

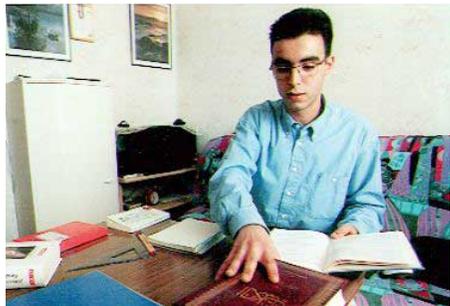
heute. Fast alle stammen aus Nador im Norden des Landes. Dort hatte sich herumgesprochen, daß es sich in Dietzenbach einigermaßen leben läßt. „Es gibt eben keine Arbeit in Nador“, sagt Mohammed, der 1991 kam.

Mittlerweile ist er 23 Jahre alt, hat in zwei Jahren Deutsch gelernt und den Hauptschulabschluß gemacht. Auf einem Tisch in seinem Zimmer liegen der Koran und ein Goetheband nebeneinander. Seit 1996 arbeitet der ehrgeizige junge Mann als Chemielaborant bei Hoechst in Offenbach. Seine Lehre hat er bravourös mit einer vorzeitig bestandenen Prüfung beendet. Er ist einer der wenigen in der Siedlung, die im Berufsleben Fuß gefaßt haben.

Eine Chance, woanders hinzuziehen, sieht er dennoch nicht: „Wir können nur in diesem Viertel wohnen“, meint er resigniert, „wenn du Marokkaner bist und einmal hier gelebt hast, akzeptiert dich kein anderer Vermieter.“

Grund: Die Marokkaner haben den schlechtesten Ruf von allen, weil sie in einem Keller eine Koranschule unterhalten und sich „abschotten und zusammenhalten“. Darüber hinaus gelten sie als Messerstecher und Einbrecher. „Fragen Sie doch mal die Jugendrichter in Offenbach“, heißt es hinter vorgehaltener Hand überall in der Stadt. Beispiele kennen die meisten nur vom Hörensagen; Zahlen, die das belegen, haben sie nicht.

Polizeirat Siegfried Moos will seine „Kunden“ nicht nach Volksgruppen sortieren: „Man darf die Probleme nicht auf-



FOTOS: U. REINHARDT / ZEITENSPIEGEL

**Chemielaborant Mohammed**  
„Keine Arbeit in Nador“

bauschen“, sagt er und freut sich, daß er es in 70 Prozent der Fälle „nur mit Einbruch und Diebstahl“ zu tun hat. Daß gerade dies die Menschen in den Hochhäusern und der Umgebung am meisten ängstigt und berührt, blendet er dabei aus.

„Schwerere Verbrechen sind die absolute Ausnahme“, beteuert Moos. An der Laufacher Straße müsse zwar verstärkt kontrolliert werden, aber Dietzenbach sei keine Kriminalitätshochburg. Der Polizeichef weiß, was er dem Image der Stadt schuldig ist. Er baut auf den Dialog mit den Bewohnern und möchte „kulturelle Barrieren“ aus dem Weg räumen: Den türkischen und marokkanischen Bürgern bie-



**Hausflur im Hochhauskomplex:** Graffiti markieren den Frontverlauf

tet die Polizei einmal in der Woche Sprechstunden in der jeweiligen Muttersprache an. „Andere Mitarbeiter belegen kulturelle Fortbildungskurse, um besser an die Leute heranzukommen“, sagt Moos.

Ein wenig klingt es wie Singen im dunklen Wald, wenn er beteuert, mit etwas Zivilcourage könnten die Bewohner auch größere Probleme schon im Ansatz vermeiden: „Wenn nachts irgendwelche Jugendlichen in den Straßen Radau machen, helfen meistens schon ein paar Worte, um ihnen zu zeigen, daß nicht alles erlaubt ist.“

Daran glauben die Mitglieder der Bürgerinitiative „Besser leben und wohnen in Dietzenbach“ schon lange nicht mehr. Sie wollen die Hochhäuser abreißen und „den sozialen Frieden“ in der Gemeinde retten.

„Die Gebäude müssen weg“, sagt Lothar Niemann, der Vorsitzende der Initiative, „sonst knallt es hier bald mächtig.“

Der frühere Baudezernent und jetzige Grünen-Stadtverordnete ist sicher: „Der Abriß ist machbar.“ Sein Verein bezahle die dafür notwendigen Gutachten aus eigener Tasche: „Eine in Deutschland und auf diese Art einmalige Vorgehensweise.“

In zehn Jahren sollen die Betonblocks weg sein. Auf die Frage, wohin mit den jetzigen Bewohnern, antwortet Niemann mit Floskeln, die mehr verschleiern, als sie erklären: „Der Abriß darf keine Ängste auslösen und muß sozial verträglich sein.“

Was mit denjenigen geschieht, für die im schönen, neuen Dietzenbach kein Platz mehr ist, soll ein Sozialplan klären, den der Verein zusammen mit dem Darmstädter Institut „Wohnen und Umwelt“ entwickeln will. Inhalt? Bisher Fehlanzeige. Kosten? Nicht bekannt.

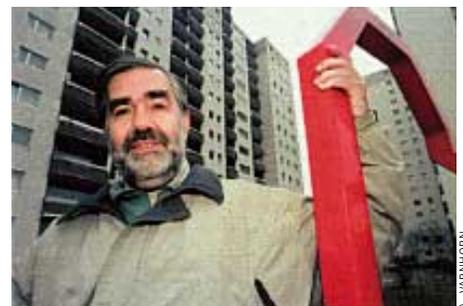
Bürgermeister Jürgen Heyer (SPD) hält erwartungsgemäß nichts von dem Vorhaben. Er favorisiert statt dessen das „Nachbarschafts- und Quartiersmanagement“ einer „Gesellschaft für innovative Projekte im Wohnungsbau mbH“. Was die zu tun gedenkt, ist „noch nicht konkret“. Eines aber weiß Heyer angeblich schon jetzt: „Unser Sanierungskonzept wird die Bedürfnisse der Bewohner genauso wie die der Eigentümer und anderer Stellen, wie

der Stadt oder der Polizei, berücksichtigen.“ Pläne für ein Wolkenkuckucksheim.

Ratlos sind auch die 600 bis 700 Eigentümer, die die Wohnungen einst als Kapitalanlage erworben haben. 150 stehen zur Zeit leer. Chancen, neue Mieter zu finden, gibt es kaum. Der Vandalismus in der Anlage treibt die Umlagen in die Höhe. „Pro Quadratmeter fallen 12,50 Mark an Neben- und Instandsetzungskosten an“, rechnet einer der Eigentümer vor. „Bei einer 50-Quadratmeter-Wohnung sind das allein schon 625 Mark – ohne die Grundmiete. Die Hälfte der Umlage zahle ich aus eigener Tasche“, sagt er und schüttelt resigniert den Kopf, „sonst würde niemand mehr einziehen.“

Ein anderer Wohnungsbesitzer, der ebenfalls ungenannt bleiben will, macht die Hausverwaltungsfirma für die Misere mitverantwortlich. „Denen sind die Zerstörungen egal. Vielleicht“, so mutmaßt er, „haben die ja einen Deal mit den Reparaturfirmen.“ Die Spekulation frißt ihre Kinder.

Der gelernte Masseur Dieter Bracht hat vor vier Jahren 21 Wohnungen gekauft und klagt: „Ich zahle nur noch drauf. Manche meiner Mieter zahlen überhaupt nicht, gegen andere laufen Mahnverfahren.“ Gern würde er verkaufen. 1000 Mark pro Quadratmeter hat er einst bezahlt – heute könnte er gerade noch 600 bekommen. „Dann kann ich die Wohnungen auch behalten.“ Jetzt hofft er auf das von der Stadt in Auftrag gegebene Sanierungskonzept. Daß die Häuser abgerissen werden, hält er für ausgeschlossen: „Wo sollen die Leute denn hin – die will doch keiner.“



A. WÄRNHORN

**Wohnungseigentümer Bracht**  
„Ich zahle noch drauf“